

(Nachdruck verboten.)

17

Die Fankare.

Roman von Fritz Mauthner.

„Meine teure Freundin,“ sagte Mettmann mit gedämpfter Stimme, „was ist das menschliche Leben? Pünktum. Es wird mich unendlich freuen — das heißt — Sie verstehen mich, auch bei diesem schmerzlichen Anlaß können Sie über mich verfügen.“

Leontine drückte ihm die Hand und steckte das Taschentuch ein.

„Vor allem möchte ich eine Dankagung für die vielen Beweise von Teilnahme abfassen.“

„Es war Ihnen gewiß ein Trost,“ rief Mettmann mit hellerer Stimme, „Das überlassen Sie nur Herrn Pünktus. Hat er die Traueranzeige und den Nachruf nicht sehr schön verfaßt?“

„Es war alles ganz würdig. Ferner möchte ich im Sinne des Verstorbenen den Armen der Stadt eine größere Summe widmen. Er hatte nicht Zeit, selbst derlei Bestimmungen zu treffen, da ist es meine Pflicht, statt seiner wohlthätig zu sein.“

„Ja, das ist üblich,“ brummte Mettmann. „Wollen Sie die Summe bestimmen?“

„Ich habe noch nicht überlegt. Nun, hunderttausend Mark wird wohl das Richtige sein. Es giebt so viel Armut in der Stadt.“

Mettmann fuhr auf.

„Sie sind wohl — Feuerste Freundin, das ist zu viel! Sie sind wohl in Ihrem ersten Schmerz zu verschwenderisch.“

Leontine lächelte traurig, doch schaute sie den Verleger scharf an und sagte, während ihr schwarzes Tuch langsam von den Schultern zu den Hüften niederglitt:

„Die Güte meines Mannes hat mich in Verhältnissen zurückgelassen, in denen die Summe ohne Bedeutung ist.“

Mettmann verneigte sich unwillkürlich.

„Aber es ist zu viel,“ wiederholte er. „Dazu biete ich meine Hand nicht. Sagen wir fünfzigtausend.“

„Wie Sie meinen. Ich will nicht auffallen. Ich behalte mir aber vor, die Hunderttausend voll zu machen, wenn eine bedeutende Stiftung auf meinen Namen — auf den Namen des Toten meine ich natürlich — damit möglich würde.“

Es wurde still im Zimmer; jeder ging seinen Gedanken nach. Plötzlich rief der Verleger:

„Wann darf mein Sohn sich erlauben, Ihnen aufzuwarten?“

„Er wird mir jederzeit willkommen sein. Wie gefällt es Ihrem Richard hier? Erzählen Sie mir von ihm, das wird mich erfreuen.“

Und nachdenklich löste Leontine das Häubchen los und warf es samt dem Tuche auf den nächsten Tisch.

Mettmann kannte nur ein Vergnügen, das war, von seinem Sohne zu sprechen. Und heute war er überdies hergekommen, um die junge Wittve an Richard zu erinnern.

Er war also nicht zurückhaltend. Er wußte bald selbst nicht, ob Schlaueit oder Vaterliebe aus ihm sprach. Wie unverdorben Richard aus der Fremde gekommen war, wie freundlich er die Menschen beurteilte und wie er doch wieder als Techniker seinen Mann stellte. Von der Komposition einer Oper hatte Frau Leontine natürlich sofort erfahren. Das aber wußte sie noch nicht, daß das Werk von allen Kennern gelobt wurde, daß man allgemein einen großen Erfolg prophezeite und daß der Komponist durch die Aufführung allein ein gemachter Mann sein würde.

„Er wird es ja nicht nötig haben. Es ist ja für einen reichen Vater gesorgt. Aber um feinetwillen freut es mich.“

Leontine verbarg den Anteil nicht, den sie an Richards Schicksal nahm.

„Schicken Sie mir ihn nur bald her“, sagte sie lebhafter.

„Sie haben Ihren Sohn alles Mögliche lernen lassen. Er war auf dem Gymnasium, auf dem Polytechnikum und auf Reisen. Nur in der Schule einer Frau ist er wohl noch nicht gewesen. Ich möchte seine Erziehung vollenden. Unsere Wohnungen sind ja nur durch eine Feuermauer getrennt, da kann ich sagen, daß ich die nächste dazu bin.“

„Nicht unsere Wohnungen, unsere Häuser. Wenn ich nur lange in dem meinigen wohnen bleibe. Es ist uns zu klein; wenn Richard heiratet, ist es entschieden zu klein. Ich möchte ein richtiges Palais für ihn haben!“

Leontine blickte erstarrt auf. Für so reich hatte sie den alten Mettmann gar nicht gehalten.

„Das haben Sie mir wohl gar nicht zugetraut,“ rief er sofort. „Ich will bauen! Lauter bunte Steine, es muß blendend schön werden. Wenn diese beiden Nachbarhäuser in eine Hand kämen — alles in der Welt ist ja möglich — und wir könnten zusammen einen großen Neubau ausführen, es müßte das großartigste Haus in der ganzen Tiergartenstraße werden.“

Noch deutlicher durfte er heute nicht mehr werden; er stand auf. Auch Leontine erhob sich. Sie legte das Tuch wieder um ihre Schultern und sagte lächelnd:

„Treten Sie mit mir einen Augenblick auf den Balkon hinaus. Da können Sie die beiden Grundstücke übersehen und bequem Luftschlösser bauen.“

Mettmann öffnete zuvorkommend die weite Glashür. Doch als Leontine ihren Fuß über die Schwelle setzen wollte, fuhr sie mit einem häßlichen Schrei zurück. Draußen stand in der Ecke auf einer Wasserlache und immer noch triefend der Rollwagen des toten Kommerzienrats. Mettmann schloß die Glashür wieder und sagte nur: „Die verdammten Dienstboten! Alles lassen sie zu Grunde gehen. Na der Schaden ist ja nicht groß.“

Und er empfahl sich kurz mit dem Versprechen, seinen Sohn an einem der nächsten Tage herzuschicken.

Frau Leontine erwartete Richards Besuch mit einer Ungeduld, die sie vorher nie gekannt hatte.

Sie verbrachte manche Stunde dieser ersten Witventage am Fenster, um in den Vorgarten des Nachbarhauses hineinzu- blicken, ob Richards Gestalt nicht auf dem blanken Kieswege zu entdecken war. Und sie dankte es jedem Menschen, mit dem sie unbefangen über Richard Mettmann sprechen konnte.

Als am Tage nach dem Begräbnisse gegen zwölf Uhr Herr Pünktus seine Aufwartung machte und seine Dienste anbot, hatte sie das Geschäftliche rasch erledigt. Auf die Bemerkung des Agenten, ob die öffentliche Dankagung nicht auch in Mettmanns Fankare eingerückt werden sollte, rief sie:

„Gewiß! Ich bin mit Herrn Mettmann zu befreundet, um sein Blatt umgehen zu können. Was hört man denn von der Oper seines Sohnes?“

Nun war Pünktus auf einen Gegenstand gebracht, der ihm sehr am Herzen lag. Er hielt sich für „sehr musikalisch“. So oft er einen großen Inzeratenauftrag kalkulierte, piff und brummte er dazu die bekanntesten Arien aus beliebten Opern. Richard Mettmann war der erste Komponist, den er persönlich kannte. Von Fata Morgana war er begeistert. Außerdem hatte er sich in den Kopf gesetzt, wenigstens der geschäftliche Leiter des neuen Theaters und Gartenunternehmens zu werden. So plauderte er denn nach Leontines Aufforderung sehr lebhaft, aber nicht gerade von dem, was sie zu hören erwartete.

„Fata Morgana? Der reine Kossut. Das heißt, ich habe mir noch keine Melodie merken können, aber ich hab's auch erst einmal gehört. Gott, wenn ich Direktor werden könnte, wie möchte ich die Oper herausbringen! Nichts wär mir zu teuer! Heutzutage, wenn man sein Glück machen will, muß man engagieren die Lucia für den Chor und eine junge, schöne Konservatoristin für die Primadonnasachen. Was, bin ich ein Direktor? Und mit den Zeitungen weiß ich umzugehen; den Nummel verstehe ich. Ich will nicht Inzeratenhändler bleiben, so lange ich lebe. Wenn Frau Kommerzienrätin mich unterstützen wollten! Herausbringen will ich Fata Morgana; nichts soll mir zu teuer sein. Wandeldekorationen, Ballet, jung meineitwegen, elektrisches Licht. Ich möchte gern Direktor werden.“

Leontine entließ den Mann, nachdem sie sich den Inhalt des Textbuchs hatte erzählen lassen. Dann erwartete sie den jungen Komponisten Tag um Tag, und Stunde um Stunde. Sie wußte nicht, wie widerstrebend Richard des Vaters Bitte aufnahm, er möchte der Wittve Piterfen den schuldigen

Besuch abstatten; aber sie fühlte doch, daß sie keinen Eindruck oder doch keinen guten gemacht hatte und daß es nicht leicht sein würde, den jungen Mann rasch zu gewinnen.

Als Richard endlich acht Tage darauf seine Karte abgab, ließ ihn Leontine ziemlich lange warten; sie brauchte Sammlung, um ihre neue Rolle nicht beim ersten Auftreten zu verderben, und dem jungen Manne konnte es gar nicht schaden, wenn er sich in dem üppigen Zimmer auf das Erscheinen der schönen Witwe vorbereitete.

Als sie endlich mit sich fertig war, ging sie mit gemessener Haltung, ernst, aber nicht traurig, zu ihm hinein. So schön war sie ihm noch nie erschienen. Er stammelte einige Worte des Beileids. Sie unterbrach ihn ruhig.

„Die herkömmliche Form paßt nicht zu meiner Lage,“ sagte sie freundlich. „In einer gramvollen Stunde habe ich aus Mitleid das Amt übernommen, den Kommerzienrat Piterfen zu pflegen. Die dringende Bitte des alten Herrn, der mir eine klare, gesellschaftliche Stellung geben wollte, hat mich dem Namen nach zu seinem Weibe gemacht. Er hat mich wie ein Vater geliebt. Und wie für den Tod eines nahen Verwandten will ich Ihr Beileid gern gelten lassen.“

Sie hatte Richards Hand ergriffen und herzlich gedrückt, bevor er sich noch in den innigen Ton der fremden Dame finden konnte.

„Ich habe kein Recht auf so viel Vertrauen,“ sagte er zögernd.

„Doch! Sie müssen sich das Recht nehmen. Ihr Vater ist mir ein zu guter Freund, als daß nicht auch wir oft miteinander zusammenkommen müßten. Und Ihnen, Ihnen wenigstens möchte ich nicht in dem falschen Licht erscheinen, in welchem die Welt so gern die beklagenswerte Frau sieht, die durch die Heirat mit einem alten Mann reich geworden ist. Ach, dieser Reichtum! Lieber Herr Mettmann, helfen Sie mir, daß ich ihn los werde. Wenn Sie irgendwo einen armen Menschen wissen, der so glücklich ist, daß ihm mit Geld geholfen werden kann, so schicken Sie ihn zu mir. Nein, kommen Sie selbst und bringen Sie ihm von mir, was Sie wollen.“

Leontine fühlte, daß ihre Augen feucht geworden waren. Sie schwieg und blickte Richard bittend an.

Er hatte es wohl bemerkt, daß das schöne Weib ihn günstig für sich stimmen wollte. Das freute ihn, denn die Witwe Piterfen, wie sein Vater sie nannte, war seinen Sinnen nicht ungefährlich und laut sprach zu ihren Gunsten sein Herz. Wie sehr hatte Bode dieser Frau unrecht gethan.

Es machte ihm Freude, und Leontine von seiner Oper zu sprechen. Sie nahm jede Mittellung mit so verständigem Anteil auf, daß ihre Begeisterung für das Ganze, das sie noch nicht kannte, wahr erscheinen mußte. Ueber eine Stunde plauderte sie mit ihm über seine Musikerverjagen; dann erst stand er auf und dankte ihr herzlich für ihre Teilnahme.

„Sagen Sie Freundschaft!“ rief sie mit erhobener Stimme. „Ich bin älter als Sie, so darf ich Ihnen zuerst die Freundschaft antragen.“

Und sie streckte ihm die rechte Hand weit entgegen. Er schlug errötend ein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meiner Schulmeisterzeit.*)

Von Wilhelm Lieblnecht.

In meinem politischen Leben ist mir hundertmal gesagt worden, namentlich nach einer Rede oder einem Vortrag: „Du bist doch der richtige Schulmeister!“ Es war nicht immer im Guten gemeint, ich habe es aber, auch wenn es ein Tadel sein sollte, als ein Lob aufgefaßt und mir dabei gedacht: „Keiner kann doch aus seiner Haut heraus!“ Man kann seinen Beruf verfehlen, aber nicht seine Natur ändern. Man kann sie verhungern, man kann sie veredeln, aber Natur bleibt Natur, auch in verschiedenster Gewandung. Und von Natur bin ich Schulmeister, und ich habe allezeit bereitwillig, manchmal sogar zerkürrt, zugestanden, daß ich als Politiker meinen Beruf verfehlt habe. Und daß die Natur in diesem verfehlten Beruf, wo es nur irgend ging, zum Durchbruch kam und kommt, das ist nur natürlich. Ich bin also kein Muffschulmeister, wie die meisten „studierten“ Flüchtlinge und auch sehr viele „unstudierte“, obenan der Sohn des Philippe Egalité, späteren König Louis Philippe, es gewesen sind. Der künftige Bürgerkönig gab in London Stunden für einen Sixpence (50 Pfennig), was ich ihm wiederholt nachgemacht habe und zu Zeiten gern noch öfter nachgemacht hätte. Denn ich war

eigentlich Schulmeister — Schulmeister von Beruf und hatte schon vor der „Flüchtlingszeit“ eine Schulmeisterzeit gehabt. Am Lehren hatte ich immer Freude gehabt, obgleich nicht immer an meinen Lehrern; und mein letzter Plan, ehe ich in die Fremde getrieben wurde, war, Lehrer zu werden. Mit einer gewissen spöttischen Behemut las ich in den siebziger Jahren noch ein Zeugnis, das mein Lehrer in den klassischen Sprachen, Dr. Otto, ein Sachse aus Chemnitz, mir nach meinem Maturitätsexamen ausgestellt hat, und worin er mir eine glänzende Laufbahn als Lehrer voraussetzt. Ich — es ist anders gekommen, und die eiserne Notwendigkeit zwang mich, meinen Beruf zu verfehlen.

Bei anderer Gelegenheit habe ich schon erzählt, daß ich, als der Boden in Marburg mir zu heiß wurde, eine Lehrerstelle an der Fröbelschen Musterschule in Zürich annahm. Es war das im Herbst 1847. Ich trat in mein Amt auch sofort ein, und es machte mir viel Freude, trotz der mancherlei Abstellungen. Die Anstalt war damals noch jung. Aber Karl Fröbel, ein Bruder des bekannten Julius Fröbel, der in Wien nicht erschossen wurde und aus einem sozialistisch-demokratisch-ultra-Großdeutschen im Lauf der Zeiten sich mit Miquelischer Virtuosität in einen Bismarckischen Preussisch-Deutschen ummanierte, war ein ganz vorzüglicher Pädagoge, Thüringer seiner Herkunft nach und ein Vetter Friedrich Fröbels, des Gründers der Kindergärten. Das Erziebertalent scheint in der Familie gelegen zu haben. Trotz ihrer Jugend erfreute sich die Fröbelsche Anstalt bereits eines ausgezeichneten Rufes, namentlich auch in England, wo Karl Fröbel jahrelang Hauslehrer gewesen und in weiteren Kreisen bekannt geworden war. Die Schule — das sei hier vorübergehend bemerkt — ging anfangs der 50er Jahre in die Hände des ehemaligen preussischen Hauptmanns v. Veust — eines Vetters des sächsischen, später österreichischen Ministers Veust — über, der sich der Volksbewegung des Jahres 1848 angeschlossen, in der Reichsverfassungskampagne des Jahres 1849 mitgekämpft und sich in der gastlichen Schweiz dem Lehrberuf, seinem natürlichen Beruf, gewidmet hatte. Unter Veusts trefflicher Leitung wurde die Anstalt erweitert und zählt heute zu den besten der bestehenden Privatlehranstalten. Veust selbst, mit dem ich nur selten in persönlichem Verkehr, dann aber auch dem freundschaftlichsten, war, ist vor kurzem im Alter von 82 Jahren in Zürich gestorben.

Die Schule war zu meiner Zeit ziemlich primitiver Art, so daß sie auch an das erinnerte, was über die Pestalozzischen Original-Musterschulen bekannt geworden ist. Von fast hinterwäldlerischer Einfachheit, jedoch alles reinlich und gut, insbesondere auch das Essen. An Raum fehlt es nicht in dem großen scheunenartigen Haus, das ich nach fast dreißig Jahren der Entfernung von Zürich vergeblich in Seefeld suchte. Es war längst den Bedürfnissen der werdenden Großstadt zum Opfer gefallen. Einfach, ohne jeglichen Luxus, aber für alles wesentliche georgt — das machte mir damals einen außerordentlichen Eindruck. Wir sind in unsrer umgebenen Kultur an Schablonen gewöhnt und legen, wenn die Gewohnheit es so mit sich bringt, auf Nebensächliches einen hohen Wert und übersehen die Hauptsache. Die Erziehung ist zu einem der schablonenmäßigsten Verufe, oder ich will lieber sagen, Handwerke geworden. Es entstanden bestimmte Formen und Methoden des Unterrichts, die sich allmählich verfeinerten und von einer Lehrgeneration auf die andre vererbt wurden. Das Mittel, wie das auch in andren Dingen und auf andren Gebieten der Fall ist, wurde zum Zweck, und der ursprüngliche Zweck aus den Augen verloren. Erst im vorigen Jahrhundert besaßen sich die Rousseaux, Pestalozzi und andre Geister des Umsturzes wieder auf den Zweck der Schule und des Unterrichts: Erziehung des Kindes zum Menschen. Und da jedes Kind eine andre Natur hat und andre Anlagen, so setzt die Erziehung jedes einzelnen Kindes ein Studium voraus, und muß die Erziehung jedes Kindes unter Hinblick auf das allgemeine menschliche Ziel individualistisch sein. Das war die Grundlage, auf welcher Fröbel das, im Lauf der Metternichschen Reaktionszeit wieder verdrängte, ja fast vergessene Pestalozzische System, unter Anlehnung an die weiter entwickelte Wissenschaft, seine Anstalt aufbaute. Die pädagogischen Ideale, die ich in meinen Studienjahren gewonnen hatte — meist in heißem Kampf mit meiner Umgebung — hier sah ich sie verwirklicht — oder doch einen ersten, mir die Gelegenheit zur Bethätigung meines Könnens bietenden Versuch zur Verwirklichung.

Mit Feuereifer stürzte ich mich in die Arbeit; und zu meiner Ueberraschung entdeckte ich, daß ich eine dem Pädagogen unentbehrliche Eigenschaft besaß, die ich mir nicht zugetraut hatte: Geduld mit dem Schüler — sei er Kind oder erwachsen. Und sonst bin ich von einer nicht bezähmbaren Ungeduld, die mir schon viele Unannehmlichkeiten bereitet hat. In der Schule, und überhaupt im Unterricht, erinnere ich mich aber keines Falles, wo ich die Geduld verloren hätte. Und ich hatte doch allerhand Schüler, welche die Geduld des Geduldigsten auf die Probe gestellt hatten. Zum Beispiel in einer Londoner Schule, in der mir verzoogene oder irgendwie entgleiste Söhne sehr reicher Eltern zwischen 16 und 24 Jahren erzogen wurden. Es war mir gesagt worden, ich würde meine liebe Not haben. Und so war ich denn vorbereitet. In der ersten Stunde besah ich mir meine Gesellschaft sehr genau, wie sich ein Tierbändiger seine Tiere besieht. Es soll dieser Vergleich keine frivole Herabsetzung des Lehramts sein, ich habe aber gefunden, daß jeder, der Menschen zähmen kann, auch Tiere zähmen kann

*) Aus: „Der Neue Welt-Kalender für 1901.“

und umgekehrt; genug — ich sah mir meine Leutchen an, behandelte sie, wie die Individualität jedes einzelnen es mir zu erfordern schien, und wußte vor allem meine Verachtung für Reichthum und Mangel an Bildung und Anstand so eindringlich zum Ausdruck zu bringen, daß ich die jungen Burschen bald ganz für mich gewann und während vier oder fünf Jahren, die ich an der Schule war — d. h. bis zu meinem Weggang aus London — nie auch nur die leiseste Mißbilligung mit ihnen gehabt habe. Der eine von ihnen, der mir als der schlimmste geschildert worden war, der Sohn eines vornehmen Geistlichen, gewann eine solche Zuneigung zu mir, daß er alles that, was er mir an den Augen absehen konnte. Er sahte jedoch auch gegen das Leben der „respektablen“ Gesellschaft einen tiefen Widerwillen und entschloß sich zur Auswanderung nach Australien. Den Eltern, die den geistigen Einfluß auf ihn verloren hatten, gelang es nicht, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Da sie ihre Einwilligung verweigerten, brante er eines schönen Tags mit einem hübschen Dienstmädchen aus dem väterlichen Hause durch, heiratete das Dienstmädchen und fuhr mit dem nächsten Schiff nach Australien. Dort ist er ein reicher, angesehen Herr geworden, hat ein sehr gutes Buch über Australien geschrieben und lebt in glücklicher Ehe mit seiner Frau, die er sich nach seiner Façon erzogen hat. Demnächst haben sie wohl die goldene Hochzeit.

Da mal's hatte ich freilich schon Erfahrung; in Zürich war ich noch ein vollständiger Neuling. In meiner Klasse waren 21 Kinder, darunter der meiner besonderen Sorge empfohlene Sohn von Julius Kröbel, dessen Frau, eine Züricher Patrizierstochter, eine geborene Keller, sich viel im Hause aufhielt, während ihr Mann auf Reisen war. Hellblondes Haar, kurz geschmitten im Stil der Georges Sand, blaue Augen und zwar nicht regelmäßig schöne, aber amütig lebendige Züge, machten die noch in den Zwanzigern stehende Frau zu einer höchst interessanten Erscheinung. Und da sie für die jung-revolutionäre Strömung begeistert und mit vielen Vertretern derselben persönlich bekannt war, so kam ich mit ihr bald in einen sehr regen und angenehmen Verkehr, der mir über manche Schwierigkeiten meiner Stellung und über Heimweh-Anwandlungen hinweghalf. Mit meiner Lehrthätigkeit ging es viel leichter, als ich mir vorgestellt hatte. Mit all' meinen Schülern war ich auf bestem Fuße, und auch mit den Lehrern. Im übrigen kann ich nur sagen, daß der „Chef“ mit mir zufrieden war und mir ein höchst schmeichelhaftes Zeugnis ausgestellt hat.

Nebenbei machte ich noch ein pädagogisches Experiment auf eigene Faust. Ich bereitete einen neunzehnjährigen Bauernsohn aus der Umgegend von Zürich, der nur die, allerdings weit über deutschem Niveau stehende Dorfschule besucht und nie lateinischen und griechischen Unterricht gehabt hatte, binnen sieben Monaten (ohne die etwa sechs wöchentlichen Unterbrechungen durch politische Ereignisse — Februarrevolution, Reise nach Paris usw. — zu rechnen) in alten Sprachen, Deutsch und Geschichte, so erfolgreich vor, daß er das Maturitätsexamen gut bestand und im Herbst 1848 die Universität Zürich beziehen konnte. Ich hatte, empört über die Zeit- und Kraftvergeudung beim Studium der altklassischen Sprachen, mir in Siefen eine eigene Lehrtheorie zurecht gemacht, und war nicht wenig stolz, daß sie sich hier so gut bewährte. Seitdem habe ich erfahren, daß Schliemann das Griechische nach einer ganz ähnlichen Methode erlernt hat. Beiläufig die einfachste Methode von der Welt, denn sie besteht darin, sich möglichst schnell einen möglichst großen Schatz von Wörtern und Wendungen anzueignen, was am besten durch möglichst rasches Lesen und Wiederholung des Gelesenen bis es geläufig ist, sich erreichen läßt. Es leuchtet ein, daß das von neuen Sprachen nicht minder gilt, als von den alten. Um nicht zu ermüden und um das Interesse des Lernenden rege zu halten, sind diesen zum Lesen nur solche Bücher zu geben, die ihn auch fesseln. Daß dabei die Grammatik nicht zu kurz komme, ist Sache des Lehrers, oder, wenn der Schüler sich selbst lehrt, des Lernenden. Wer eine Sprache richtig erlernt hat, braucht für keine andre, auch die schwierigste nicht, einen Lehrer mehr, außer allenfalls für die Aussprache. Doch da verliere ich mich allzusehr in Einzelheiten und in Schulmeistererei.

Mit meiner Lehrthätigkeit in Zürich ging es bald zu Ende. Von Paris und der Herweghschen Legion kam ich noch heiler Haut wieder zurück nach Zürich, aber wenige Monate nachher geriet ich in den zweiten Badischen Aufstand, den sogenannten *Strube-Putsch*, von dem ich nicht wieder zurückkam. Er führte mich ins Gefängnis, aus dem Gefängnis in die Reichsverfassungskampagne und aus der Reichsverfassungskampagne ins Exil — erst in die französische Schweiz und dann nach England. Die Rückkehr nach Zürich, wo ich bereits Schritte gethan hatte, mich dauernd niederzulassen, wurde mir von den Kantonsbehörden verweigert und in Genf, wo ich meinen Aufenthalt nahm, bot sich mir keine Gelegenheit zur Ausübung des Lehrberufs.

Im Sommer 1850 kam ich nach London, und nach kurzer Zeit mußte ich dort die Frage, die ich schon so manchem der Spionage Verdächtigen vorgelegt hatte: *Wovon lebst Du?* in anderem Sinne mir selber vorlegen. „Wovon lebst Du?“ Ein paar Wochen reichte, was ich aus dem Schiffbruch gerettet, und Carl Kröbel, dem ich vor Ausbruch der Märzrevolution mit einem Anleihen ausgeholfen hatte, zahlte es mir gerade in der kritischsten Zeit zurück — beiläufig der einzige aus jener Zeit, der mir ein Anleihen zurückgezahlt hat, und deshalb schon mir unvergeßlich. Aber auch das reichte nicht weit. Ein „Studierter“, der plötzlich aus seinen gewohnten Verhältnissen in ein

fremdes Land, in fremde Verhältnisse geworfen wird, mit dem kategorischen Schicksal-Imperativ: *Nun verdiene Dir Dein Leben!* ist in einer ungleich schlimmeren Lage, als der Arbeiter, d. h. der sogenannte „Handarbeiter“. Die „Arbeit“ ist international — der deutsche Schuster, Schneider, Uhrmacher usw. ist in England oder Frankreich ebenso gut zu Hause wie in Deutschland, ja, sobald er die ersten Sprachschwierigkeiten überwunden hat und nicht mehr von „freundlichen Landsleuten“ abhängig ist, besser gestellt und wird besser behandelt, als in Deutschland. Aber der „Studierte“! Der deutsche Jurist, der deutsche „Philosoph“ etc. ist in der „Fremde“ ganz hilflos, weil seine Juristerei und Philosophie dort ganz wertlos. Dem Philologen geht's schon etwas besser, weil der deutsche Lehrer in allen Ländern geschätzt, freilich nicht immer geachtet ist. Und der Mediziner, von dem man denken sollte, die Welt würde ihm offen, stößt in England auf sehr große Schwierigkeiten, weil das Heilgeschäft dort anders betrieben wird, als bei uns. Nun, ich war Philolog — und mein erster Gedanke war natürlich, eine Lehrerstelle zu suchen. Man riet mir jedoch ab. Mir Flüchtlinge seien verurtheilt, ohne „Referenzen“ sei gar nichts zu machen — und die Religion oder vielmehr die Nichtreligion! So gab ich zunächst diesen Gedanken wieder auf und suchte nach andren. Aber was, was? Jrgend etwas. Der Hunger drängte. Mit der Schriftseherei hatte ich es schon in Genf probiert und ein Haar darin gefunden. Aber was, was? Da kam mir durch einen Kameraden eine Botschaft, die Aussicht auf Rettung erstrahlen ließ. Der Postmaster-General Sir Rowland Hill, der Organisator der Penny-Post, brauchte ein paar hundert neue Briefträger. Ein guter Läufer war ich immer gewesen, Ausbauer hatte ich auch — warum nicht Briefträger werden, bis etwas Besseres sich finden würde? Ich erfuhr auch, daß eine Anzahl Deutscher schon zum Postdienst angenommen waren. Da schwanden die letzten Bedenken, und ich meldete mich in aller Form bei den zuständigen Postbehörden. Ein Tag banger Erwartung. Zwei Tage, drei Tage — und bis heute — nach 49 Jahren — habe ich noch keine Antwort. Kurz, ich bin so wenig Briefträger geworden, wie Schriftseher. Und es wurde weiter gehungert, bis es zu arg wurde, und der knurrende Magen mich vor das Dilemma stellte: entweder irgend ein Proterverb oder verhungern. Und zum Verhungern hatte ich keine Lust, obgleich mancher brave Kerl, dem es die Mutter nicht an der Wiege gesungen, mir mit seinem Beispiel vorangegangen war. Ich mochte mein Hirn zerwühlen wie ich wollte, nach allen Richtungen Ausschau halten — es öffnete sich keine Lichtung in dem Gewölle, und so mußte ich schließlich doch zur Schulmeistererei greifen, als zu der letzten Rettungsplanke oder dem letzten Strohhalm.

Ich hatte inzwischen ermittelt, daß ohne einen Agenten nicht zu erhoffen war; aber ich hatte von den Agenten auch das Schlimmste gehört. Indes, sie waren ein unvermeidliches Nebel — wie leider noch heute. Meine Zeugnisse wurden herausgeschickt, die verschlehten Kleider zurecht gebürstet, und ein paar zusammengeborgte halbe Kronen (2/2 Markstücke) in die Tasche gesteckt — denn eine halbe Krone kostete damals bei den kleineren Agenten das Einschreiben in die Liste der Stellensuchenden — und ich begab mich auf den Weg. Einem nach dem andern der Herren machte ich meine Aufwartungen, wurde mit samt meinen halben Kronen sehr freundlich empfangen, ob meiner guten Zeugnisse sogar mit Komplimenten überhäuft und von meinen halben Kronen erlöst. Mit nicht viel Vertrauen hartte ich dann der Erste, die mir für die ausgefüllten blanken Geldstücke erwachen und erblühen sollte. Ich hatte noch zu viel Vertrauen gehabt. Tag um Tag, Woche um Woche verstrich — keine Nachricht von meinen biederen Agenten. . . .

. . . Das Hungern dauerte lang, aber ich bin nicht verhungert. Mit der Zeit bekam ich Privatstunden und auch Stunden an verschiedenen Schulen, so daß ich mich zur Not durchschlagen konnte. Die beste Stelle, die ich fand, bezog ich beiläufig mit dem mir anhaftenden Pech — infolge von Veränderungen in der Familie, deren zahlreiche Kinderwelt ich einige Stunden täglich zu unterrichten hatte — unmittelbar nachdem ich, auf die Festigkeit dieser Stelle mich verlassend, das Wagnis gemacht, eine Familie zu gründen.

Bis zum Tage, wo ich England verließ, lebte ich wesentlich von der Schulmeistererei. Wohl beschäftigte ich mich auch journalistisch, der Verdienst war jedoch äußerst prälar, da die uns intransigenten Fiskalitäten zu Gebote stehenden Zeitungen zumeist die fatale Gewohnheit hatten, kein Honorar zu bezahlen.

Nach der Schweizer Lehrzeit im Lehren war ich in England ungefähr zehn Jahre lang Lehrer — hauptsächlich Sprachlehrer; ich erteilte jedoch auch in andren Fächern Unterricht. Besondere Freude bereitete mir der Unterricht in Londoner Arbeiter-Bildungsverein, dem berühmten und viel verleumdeten „*Kommunisten-Klub*“ oder „*Kommunistischen Verein*“ (in dem das *Kommunistische Manifest* entstanden), wo ich — acht Jahre hindurch — auch wöchentlich Vorträge über wissenschaftliche Themen und Tagespolitik hielt.

Diese Thätigkeit setzte ich nach dramatischer Beendigung meines Verhältnisses zur „*Norddeutschen Allgemeinen Zeitung*“ in Berlin etwa zwei Jahre lang fort, und dann nach gewaltiger Beendigung meines dreijährigen Aufenthalts daselbst — 1862 bis 1865 — in Leipzig und im Leipziger Arbeiter-Bildungsverein. . . .

Kleines Aeuilleton.

— „Secession“ . . . „Jugendstil“ . . . „Kunsthochschule“ etc. Walter Crane schreibt in seinem Buche „Die Forderungen der dekorativen Kunst“ (die deutsche Ausgabe ist bei Georg Siemens, Berlin, erschienen): . . . Man lasse sich nur einmal eine Gruppe von Künstlern und Handwerklern zusammenschließen, um in gemeinsamer kameradschaftlicher Arbeit für sich und für alle, die sich dafür interessieren, Gegenstände zu schaffen, die Schönheit und Brauchbarkeit in sich vereinigen, und die sich trefflich zu einem nützlichen Schmuck für ein einfaches Heim eignen. Was würde wohl die Folge davon sein? Nun die Nachfrage nach solchen Dingen würde bald allgemein werden, da man sie eben als eine Art Erlösung aus der trostlosen Monotonie einer ausgeprägten Häßlichkeit oder aus dem wahnwitzigen Lügen des zweiten Empire begrüßen würde. Was wäre dann aber die weitere Folge? Nun, sowie er nur erst einmal eine tatsächliche Nachfrage entdeckt hat, sofort wird auch der Handel überprüfeln von Kunstmöbeln, Kunstartikeln, Kunstfarben und ähnlich benanntem Zeug, an welchem die magische Wortfolge „Kunst“ das einzig bemerkenswerte ist, und um sich den hierfür nötigen Stoff zu sammeln, wird er den entwerfenden Künstlern das Hirn aus dem Schädel saugen, den Entwurf vom Reißbrett stehlen, um ihn dann auf Gegenstände zu verschwenden, für die er niemals berechnet war; dergestalt wird der Markt überflutet werden mit den ungeheuerlichsten Trabesken und den unglücklichsten Falschamendungen einer mißverstandenen Ornamentik, welche sich über alles breiten wird gleich einem total verärrnntenen Gewand, bis man schließlich den ganzen Plunder nimmt und ihn zum Trödler oder Pfandleiher trägt. Für uns Künstler würden derartige Zustände vielleicht noch unerträglich sein als selbst unsre gegenwärtigen.“ —

Litterarisches.

Münchenhausen. Ein deutsches Schauspiel von Herbert Eulenberg. Verlag von Cassenbach, Berlin. — Der jugendliche Autor hat bereits in zwei Dramen Talent bewiesen. Er interessierte vor allem, weil er nicht die breite Heerstraße des naturalistischen Dramas zog. Seine Sprache, wenn auch etwas überladen, war markig, fest, bilderreich. In der Behandlung seiner Probleme bekundete er eine merkwürdige Fröhlichkeit, ein merkwürdiges Verständnis für ungewöhnliche Seelenzustände. Man durfte etwas von ihm hoffen.

Wir glauben, daß man das auch jetzt noch darf, obwohl sein neuestes Stück die Erwartungen etwas herabstimmte. Es ist ohne Zweifel die schwächste unter seinen bisherigen Leistungen, zeigt einen jugendlichen Zug und fällt durch seinen dürftigen Inhalt auf. Eulenberg nimmt den bekannten Lügenbaron Münchenhausen tragisch. Das ist an und für sich eine sehr gute Idee, die Idee eines Dichters. Nur ist es ihm nicht gelungen, einen Menschen auf die Beine zu stellen, vor dem wir Respekt haben könnten. Sein Münchenhausen ist zu lahmohant und in seinen Vögereien zu geistlos. Wird er schon tragisch aufgefaßt, müssen auch seine Schwindereien höheren Wert haben. Sie müssen sich zur poetischen Selbsttäuschung steigern. Münchenhausen muß wie ein Dichter lügen, was Eulenberg jedenfalls auch beabsichtigt, nicht aber erreicht hat. Der Gang zum Hyrischen, der Eulenberg auch in seinen früheren Dramen kennzeichnet, ist hier in „Münchenhausen“ von vernichtender Wirkung. In dem ganzen Drama weht kein Hauch dramatischen Lebens. Es fehlt vollständig die Wucht, die die dramatische Form nur einmal verlangt. Die wertvollsten Szenen sind hyrischer Natur. Die Charakteristik ist recht blaß und schemenhaft. Am besten scheint mir noch der Diener Münchenhausens weggenommen zu sein, obwohl auch er schließlich nur ein Dramarbas von bescheidenem Witz ist. Die Handlung ist düstert. Münchenhausen verliebt sich in die Frau seines besten Freundes und giebt sich selbst den Tod. Er, der Meister der Lüge, mag sein Glück nicht auf eine Lüge bauen. Die ganze Arbeit macht den Eindruck, als ob es sich der Dichter in diesem Fall zu leicht gemacht hätte. —

ok. Der Fortschritt der Litteratur in Indien. Der „Jährliche Bericht über den moralischen und materiellen Fortschritt Indiens“, der kürzlich den Mitgliedern des englischen Parlaments übergeben wurde, stellt unter der Rubrik „Litteratur“ die Gesamtzahl der Publikationen zusammen, die in Indien in verschiedenen Sprachen in einem Jahr erschienen sind. Gleich nach den englischen Publikationen kommen die Schriften in der Urdu-Sprache, dann die in der bengalischen und endlich die im Sanskrit. Die Veröffentlichungen in Bombay sind hauptsächlich in Gujarathi, oder Marathi, während in Madras hauptsächlich in Telegu geschrieben wird. In jeder der andern 35 Sprachen, außer den erwähnten, sind nur wenige Bücher erschienen. Eine große Anzahl von philosophischen Werken ist im Sanskrit geschrieben. Die Zahl der schriftstellerischen Bengali-Frauen ist beträchtlich gestiegen. Sehr viele englische Romane sind in die Urdu-Sprache übersetzt worden. —

Aus dem Tierleben.

— Getreidepflanzungen der Spechtmeise auf Wännen. A. Lorenzen schreibt in der „Natter Erde“: Schon J. F. Neumann erwähnt 1826, daß die Spechtmeisen in der Gefangenschaft Haferkörner in die Ritzen zwischen den Brettern und bei

den Fenstern einklemmen, um dieselben für spätere Zeiten aufzubewahren. Diese Gewohnheit ist nicht erst in der Gefangenschaft angenommen, sondern wie Professor A. G. Rathorst nachgewiesen hat, klemmen die Spechtmeisen im Freien Getreidesamen in die Ritze der Baumrinden, vielleicht, um sie später zu verzehren. Wenn dies aus irgend welchen Gründen unterbleibt, so können die Samen keimen, und epiphytische Pflanzen wachsen hervor. Die epiphytischen Pflanzen, deren Vorhandensein auf die Einpflanzungen der Spechtmeisen zurückzuführen sind, sind Hafer, Weizen und Gerste. Die Anzahl der im Spätsommer 1896 beobachteten hierher gehörenden Pflanzen berechnet Rathorst auf einige Hunderte, welche auf ca. 100 Wännen vorkamen. Die Wännen gehören den verschiedensten Arten an; zum Beispiel wurden Eibe, Eiche, Winterlinde, Spitzahorn, Vogelbeerbäum und Eschweide beobachtet. Gustav Kollhoff hat bereits auf diese Erscheinung hingewiesen, glaubt aber, daß die Samen entweder vergessen sind oder zurückgelassen wurden, als die Spechtmeise verschacht wurde, die Einklemmung aber nur erfolge, um besser den Samen öffnen und bearbeiten zu können. Schon das häufige Vorkommen von derartigen epiphytischen Pflanzen, und namentlich der Umstand, daß auch die Weizenkörner eingeklebt sind, beweisen, daß diese Annahme irrig ist; denn die Weizenkörner sind ja nackt und kaum so groß, daß sie wohl unzerlegt verschlungen werden könnten. Nachdem Kollhoff von dem Auffinden der epiphytischen Weizenpflanzen Kenntnis erhalten hat, hat er sich übrigens der Erklärung Rathorst's angeschlossen. —

Technisches.

t. Die Herstellung der Streichhölzer heute und vor 50 Jahren wird in ihren Unterschieden durch einen interessanten Bericht veranschaulicht, der kürzlich in den Vereinigten Staaten erschienen ist. Danach kostet die gleiche Menge von Streichhölzern dem Fabrikanten heute nur noch den achten Teil von der Summe, die im Jahre 1844 erforderlich war. Der Grund dafür liegt selbstverständlich in der Einführung des Maschinenbetriebes. Die Herstellung der Streichhölzer läßt sich in 14 verschiedene Akte teilen, wovon gegenwärtig 10 durch Maschinen verrichtet werden und nur noch 4 durch Handarbeit. Die Maschine schneidet das Holz, spaltet es in Splinter, richtet also das rohe Holzchen ein, dann bringt sie es in die richtige viereckige Form, schiebt es in die Blindmischung, holt es wieder herons und legt es sogar in die Schachtel. Es bleibt dann nur noch die eigentliche Verpackung, die von Frauen besorgt wird. In nicht ganz 8 Stunden liefert die Maschine 1 444 000 Streichhölzer in fertigem Zustand, und die Verpackung dieser Menge beschäftigt dann 6 Frauen 22 Stunden lang. Je 100 000 Streichhölzer kosten den Fabrikanten danach heute etwa 1 M., wovon 70 Pf. auf die Verpackung entfallen. Der Lohn der in den Streichholz-Fabriken beschäftigten Frauen hat sich in den Vereinigten Staaten seit jener Zeit um etwa 1/3 gehoben, das ist wenig genug, wenn man bedenkt, daß der Fabrikant heute 100 000 Streichhölzer für 1 M. fertigt, für die er im Jahre 1844 etwa 8 M. 25 Pf. ausgeben mußte. —

Notizen.

— Venno Rüttenauer, der bekannte Poet, hat vom Oberschulrat in Karlsruhe eine feierliche Rüge erhalten, weil eines seiner Werke geschlechtliche Probleme in einer Weise behandle, „die bei den Schülern Anstoß erregen könne“. Rüttenauer ist Lehrer an einer badischen Mittelschule. —

— Holger Drachmann, der dänische Dichter, hat eine neue Volkskomödie vollendet, die den Titel „Das graue Zimmer“ führt. Sie schildert das Leben von Amerika-Auswanderern. —

— Ein wertvoller Plantus-Codez, die sogenannte Heidelberger Handschrift, welche in der Plantus-Bibliographie die Beschreibung „Codex Heidelbergensis 1613 Palatinus C.“ führt, erscheint soeben in einer phototypischen Reproduktion bei A. W. Sijthoff in Leiden. Der Preis des Bandes beträgt 200 M. —

— Die Nationalbibliothek in Paris hat vor einiger Zeit eine griechische Handschrift des Matthäus-Evangeliums erworben, die in goldenen Initialbuchstaben auf purpurfarbenen Pergament geschrieben ist. Die Urkunde zeichnet sich dadurch aus, daß sie die älteste Handschrift mit Goldbuchstaben sein dürfte. —

— c. Miß A. da Reeve, eine beliebte englische Schauspielerin, erhält am Lyric-Theater in London eine wöchentliche Gage von 2100 M. Trotzdem ist sie nicht zufrieden; sie will 2400 M. haben und wird sie vermutlich auch erhalten. Man braucht sie eben. —

— An der Stelle des eisernen Vorhangs ist im Opernhause zu Besançon ein solcher aus Aluminium getreten. Sein Gewicht beträgt 1800 Kilo, während ein eiserner Vorhang von denselben Abmessungen 9000 Kilogramm gewogen haben würde. —

— P. S. Kroher, der ausgezeichnete dänische Maler, der nervös erkrankt war, ist wieder hergestellt und konnte zu seiner Familie zurückkehren. —

— Zur Begründung eines Museums für Völkerkunde in Köln hat eine Dame der Stadt 250 000 M. überwiesen, außerdem für die nächsten zehn Jahre je 2500 M. für die Besoldung des Museumsdirektors zur Verfügung gestellt. —